

das Sichtbarmachen der Komplexität des Geschehens und der Verflechtungen der betroffenen Personen.

Gerade darauf reagieren auch Torsten Linke in seinem Beitrag über „professionelles Handeln sozialpädagogischer Fachkräfte im Kontext sexualisierter Gewalt“ (87) und Irina Tanger, die das „Vertrauen als Voraussetzung für Disclosure-Prozesse bei Kindern und Jugendlichen“ betont (99). „Disclosure“ meint in diesem Kontext „die verbalen, aber auch nonverbalen Äußerungen über widerfahrene, sexualisierte Gewalt“ (99), die auch an einem Fallbeispiel dargestellt wird (104).

Sind „Lehrer\*innen – zwischen Verantwortung und fehlender Ausbildung“ zuständig? (134). Dieser heiklen und ewigen Frage wendet sich – gestützt auf eine spezielle Befragung von Lehrkräften – Maria Urban in die „Schule als Schutzraum vor sexualisierter Gewalt und Ort Sexueller Bildung aus Lehrer\*innenperspektive“ (133) zu. Und sie beantwortet diese Frage mit einem klaren Ja: „Die Institution Schule muss ein Ort des Hinsehens werden, aber auch ein sicherer Raum, in dem offen über Sexualität gesprochen werden kann. Insbesondere dort, wo Sexualität etwas Geheimes, Tabuisiertes ist und nur in extra dafür geschaffenen Situationen benannt wird, bleiben Übergriffe im Verborgenen und werden Kinder und Jugendliche nicht nachhaltig in ihrer sexuellen Selbstbestimmung gestärkt.“ (140)

Zwei Beiträge widmen sich, wiederum gestützt auf empirische Befunde, dem „Intersektionalitätsansatz“, speziell als „Reflexionsangebot für die Soziale Arbeit“ (143) und als „Intersektionale Reflexionen zu Grenzverletzungen und sexualisierter Gewalt“ (153). Der eine stammt wiederum von Torsten Linke, der andere von Heinz-Jürgen Voß. Speziell in dem genannten Forschungsprojekt ging es darum, wie die Beteiligten Intersektionalität, also die Zugehörigkeit zu bestimmten sozio-graphischen und subkulturellen Gruppen und deren Überschneidungen reflektieren und inwieweit die „Bedeutung von Betroffenheit“ (156) erkannt und der Intersektionalitätsansatz in der Praxis angekommen ist – und ankommen sollte. Beide Autoren sehen erhebliche Defizite.

Die weiteren Beiträge sollen hier wenigstens genannt werden, allesamt lesenswert, weil sie die Produktivität der Verknüpfung von Lehre, Forschung und regionaler wie überregionaler Fachpraxis, dem „Herzstück der Angewandten Sexualwissenschaft in Merseburg“ (190) informierend und anregend widerspiegeln.

Martin Grosse und Stephanie Meiland wenden sich unter der Überschrift „Involvierende Reflexivität“ den Fallstricken bei empirischen Untersuchungen zum Zusammenhang von Sexualität, Macht und Gewalt zu (29ff). Greta Magdon, Maria Urban und Torsten Linke schreiben über institutionelle Rahmenbedingungen für die Sozialpädagogische Familienhilfe (111ff). Esther Stahl und Lena Lache erkunden Möglichkeiten der Sexuellen Bildung für Menschen mit kognitiven Beeinträchtigungen (123ff).

Zum Transfer in Wissenschaft und Fachpraxis äußern sich Alexandra Retkowski und Heinz-Jürgen Voß unter der Überschrift „Der Aufbau von regionalen Theorie-Praxis-Netzwer-

ken zum Themenbereich sexualisierte Gewalt – Reflexionen auf Basis der Kasseler und Merseburger Erfahrungen“ (165ff) und Karoline Heyne, die „Erfahrungen und Gedanken aus der sexualpädagogischen Fort- und Weiterbildungspraxis“ beifügt.

Und natürlich darf auch ein Ausblick nicht fehlen. Er wird von Maika Böhm und Heinz-Jürgen Voß gegeben (189ff) und lässt die Hoffnung blühen, dass die Merseburger „Angewandten“ auch weiterhin originelle Beiträge zur deutschsprachigen Sexualwissenschaft leisten.

PS. Bei einem Buch über sexuelle Gewalt, das so nah an Gender ist, entsteht unweigerlich die Frage, ob und wenn ja wie gegendert werden muss. Die Herausgeber haben sich dafür entschieden, „hier keine strikte Form“ vorzugeben und den Autoren die Entscheidung zu überlassen (14). Das ist weise: Die wissenschaftliche Qualität des Beitrages ist das Wesentliche. Der geneigte Leser wird unter den changierenden Sprachweisen eigenständig die für ihn beste finden.

Kurt Starke (Zeuckritz)



Gammerl, Benno, *Anders fühlen. Schwules und lesbisches Leben in der Bundesrepublik. Eine Emotionsgeschichte*, Hanser Verlag, München 2021, 415 S., geb., 25 €

Basierend auf seiner Berliner Habilitationsschrift aus dem Jahre 2018 legt der am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz lehrende Historiker Benno Gammerl eine seiner Ansicht nach neue Sicht auf die Geschichte von Schwulen und Lesben in der Bundesrepublik vor. Gekonnt verbindet er das konventionelle Material der Historiker (Quellen, Primär- und Sekundärliteratur) mit 32 Zeitzeugenberichten, um die Gefühlswelten von Schwulen und Lesben seit den 1950er Jahren zu ergründen (8f).

Das Buch ist in drei Hauptkapitel und zahlreiche Unterpunkte gegliedert, wobei der Autor zwischen Themen und Zeit-

phasen hin und her springt. Ein umfängliches Register erleichtert jedoch den thematischen Zugang.

Traditionelle Erziehung und der Wunsch, sich anzupassen, war in der Anfangszeit der Bundesrepublik allgegenwärtig, doch konnte dies auch bedeuten, dass mit ihrer Sexualität ringende junge Menschen so es vermieden, sich allzu auffällig zu benehmen und kritische Blicke auf sich zu ziehen (57). Weder Literatur noch Konversationslexika boten Flucht- oder Informationsmöglichkeiten. Der Weg zur sexuellen Selbstfindung war schwierig und endete erst lange nach der Volljährigkeit (118ff). Bisweilen spielte der „pädagogische Eros“ bei Lehrern hinein, die so die sexuelle Entwicklung eines Schülers beschleunigten (128) – heute würde dies unter „sexuellen Missbrauch“ fallen.

Es nutzte den gleichgeschlechtlich Liebenden nicht, dass in den Kinsey-Reports die gängigen Vorurteile gegen sie widerlegt wurden (62). In einigen Großstädten gab es neben Parks und Toiletten für die sexuelle Befriedigung Clublokale mit „Klingel am Eingang und schweren Vorhängen“ (87). Der Flirt vollzog sich nach festen Regeln mit Augenkontakt und vorsichtiger Annäherung, wobei die Wirte zuvor beim Blick durch den Türspion erst einmal das Alter der potentiellen Besucher abschätzen mussten. Ideale Momente von Partnersuche und homophilem Glücksleben beschrieben die wenigen Zeitschriften wie *Der Weg* oder *Der Kreis*. Sie beschworen eine gleichgeschlechtliche Erotik ohne Sexualität, da deren Ausleben mit der Gefahr der Entdeckung verbunden war (124). Anstelle der Promiskuität sollte die langjährige Beziehung treten. Lesbische Frauen wurden zwar nicht strafrechtlich verfolgt, hatten aber mit weit komplexeren Vorurteilsstrukturen zu kämpfen: alleinstehende Frauen passten im Gegensatz zu den Junggesellen nicht ins Bild der Adenauerzeit und ihnen stand keine Sexsubkultur zur Verfügung.

Als dann Sex- und Emanzipationswellen Ende der 1960er Jahre die alten Verhaltensweisen und Zwänge hinwegspülten, reagierten die Zeitzeugen des Autors höchst unterschiedlich. Die neue sexuelle Offenheit, verbunden mit der Propagierung schwer zu erreichender Schönheitsideale, trieb manchen schwulen Mann, der den Verfolgungen des Adenauerstaates entronnen war, in die Heimatlosigkeit, während andere die neue entstandene Emanzipationsbewegung begeistert unterstützten (133). Die im Wandel befindliche Gesellschaft ermöglichte auch lesbischen Frauen mit ihren Gefühlen offener umzugehen, wobei Scham- und Glücksgefühle einander abwechselten (137).

Die Generation der Jungen in den frühen 1970er Jahren aber hatte für die Leiden der Älteren kein Interesse – die Zeit zum *Coming-Out* verkürzte sich, die Lebenswelten der beiden Generationen unterschieden sich erheblich. Die eigene Sexualität wurde in den Großstädten sowie in Zeitschriften offen zelebriert (169) – was nicht jeden Mann oder jede Frau erfreute. Gleichwohl kommt Gammerl zu dem Schluss: „Zwischen dem zögerlich-vorsichtigen Vorgehen der Homophilen in der Phase

des Ausweichens und dem angstfrei-provokanten Auftreten der Lesben und Schwulen in der Phase des Aufbruchs gab es keinen klaren Bruch. Vielmehr kam es zu Reibungen und Überlagerungen.“ (175). Leider verrät der Autor nicht, wann *Homophile* sich so verhielten wie *Schwule*.

Die Begriffssemantik ist Gammerl offensichtlich entgangen, was erstaunt, da er im weiteren Verlauf des Buches die Unterschiede in den Lebenswelten vor/nach 1970 klar benennt, allen voran das „Großlabel alternativ“ (183). Gleichwohl war nicht jedem schwulen Mann oder jeder lesbischen Frau die sexuelle Selbstentfaltung zuhause möglich. Urlaube ermöglichten das Ausbrechen aus Konventionen, sowie die neu eröffneten Kneipen, die weit einladender wirkten als die Rückzugsräume aus Plüsch mit Türspion. Schließlich erwies sich der neue Tanz- und Kleidungsstil der Diskokultur als eine wirkmächtige Triebfeder zur Entfaltung eines sexuell fundierten Selbstbewusstseins (200). Durch Zeitschriften wie *Du&Ich* oder *DON* wurden neue Formen von Partnerkultur, Bekleidung und Sexspielzeug verbreitet.

Die Breitenwirkung von Alternativkulturen und neuem Körpergefühl begünstigte gleichgeschlechtliche Emanzipationsanstrengungen in der Provinz – das Lebensgefühl aus der Metropole wurde in die Kleinstadt gebracht. Bisweilen ergaben sich Zweckbündnisse, die wenige Jahre zuvor unmöglich gewesen wären, z.B. das Treffen der Schwulengruppe im Pfarrsaal, worüber der Priester „inoffiziell“ informiert war (213). Dies half insbesondere denjenigen schwulen Männern, die christlich sozialisiert waren und beispielsweise noch immer vor allen genitalen „Sünden“ gewarnt wurden (237). Gammerl nennt es die „Gleichzeitigkeit von Angst und Selbstbewusstsein“ (245). Gleichwohl überdauerten Formen der sexuellen Kontaktaufnahme aus der Zeit des Totalverbots wie der Besuch öffentlicher Bedürfnisanstalten. Deren Überhöhung durch den wirkmächtigen und schwules Sexualverhalten nachhaltig beeinflussenden Film *Taxi zum Klo* aus dem Jahre 1979 ist dem Autor leider entgangen.

Die Phase der abklingenden gesellschaftlichen Diskriminierung endete abrupt mit dem Auftauchen von AIDS. Dies hatte auch Auswirkungen auf die sexuelle Identität, das Verhalten und die Art und Weise, wie sich politisch engagierte Schwule nach Verbündeten umsahen. Die von der Problematik erheblich weniger betroffenen Lesben solidarisierten sich mit den schwulen Männern, obwohl die gemeinsamen Emanzipationsanstrengungen bis dahin eher geringer Natur gewesen waren. Der Stigmatisierung durch AIDS begegneten schwule Männer mit dem Versuch der Selbstfindung im Kontext des Psychobooms (310).

Es folgte die Hinwendung zu neuen Konzepten der Partnerschaftsregelung, die heute unter dem Begriff „Homo-Ehe“ geläufig sind. Am Ende seines Buches kommt der Autor zu einem folgenschweren Schluss: „Der Wandel der Gefühle war sowohl Effekt als auch Auslöser gesellschaftlicher Entwicklungen“ (340). Das kann man so sehen, wenn man die Perspektive

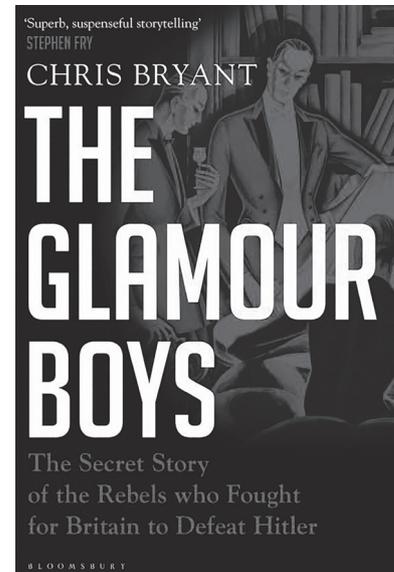
Gammerls für die historische Realität hält. Leider kommt die Prostitution im Buch überhaupt nicht vor. Die ganze gleichgeschlechtliche Welt erscheint als der letzte Hort der nivellierenden Mittelstandsgesellschaft, in der materielle Unterschiede ohne Bedeutung waren und sind.

Damit diese Traumwelt nicht durch unnötige Erinnerungen getrübt würde, hat Gammerl selbstlos bei seinen Interviewpartnern „den Fluss der Erinnerung und Erzählungen mitgeprägt“ (343), was einen schwerwiegenden Verstoß gegen die Regeln der Oral History darstellt. Doch Gammerl entschuldigt sein Verhalten mit der Feststellung: „Nur Studien, die sich dieser Dynamik des Gesprächs detailliert zuwenden, schöpfen das Potential der *oral history* voll aus.“ (343) Nein. Sie zerstören jedes Vertrauen kritischer Historiker in die Einbeziehung von Zeitzeugen.

Gammerl gelingt es, ein Buch mit Schwerpunkt auf den 1970er Jahren zu schreiben, ohne den Terror der RAF und der Bewegung 2. Juni überhaupt zu erwähnen und das Engagement schwuler Männer und lesbischer Frauen für und in diesen Gruppen scheint es nie gegeben zu haben. Dabei war der Terror ein nicht unwichtiger Teil des alternativen Kosmos gewesen. Die zeitgenössische Rechtslage ist dem Autor offenbar auch nicht geläufig. So schreibt er, das ambivalente bis ungeklärte Verhältnis zwischen Schwulen und „Pädos“ habe eine „eindeutige Definition schwuler Identität“ erschwert (186). Leider unterlässt es Gammerl, zu definieren, was er unter Pädophilie versteht. Nach damaligem Verständnis wurde darunter der Sex auch mit 16jährigen verstanden, was heutzutage unproblematisch ist. Sex mit präpubertären Kindern war zu keiner Zeit Teil des gleichgeschlechtlichen Sexualverständnisses gewesen. Damit jüngere Leser verstehen könnten, was Discokultur von früheren Jugendkulturen unterschied und wie wichtig Kleidungsstil oder Frisuren waren, hätte es wahlweise einer detaillierten Beschreibung oder zahlreicher Abbildungen bedurft. Weder das eine noch das andere hat der Autor geliefert.

So bietet Gammerl mit dem vorliegenden Werk ein Stück Wohlfühlgeschichte, in der der schwule Bürger und die lesbische Angestellte als sexuell etwas frivole, ansonsten aber treue Mitglieder der bundesdeutschen Gesellschaft dargestellt werden. Sie dürfen sich in der Rückschau als Motoren gesellschaftlicher Emanzipation fühlen, ohne je die Grenzen der Mittelstandsgesellschaft oder auch die sozialen und politischen Hintergründe, die ihr Leben ermöglichen, überhaupt zu erfassen. Emanzipation ist etwas anderes, Sozial-, Sexual- oder Gesellschaftsgeschichte auch.

Florian G. Mildenerger (Berlin)



Bryant, Chris, *The Glamour Boys. The Secret Story of the Rebels who Fought for Britain to Defeat Hitler*, Bloomsbury Publishing, London 2020, 424 S., 30 €

Nachdem im Rahmen einer Parlamentsdebatte über die Appeasement-Politik gegenüber dem Dritten Reich etwa 20 Abgeordnete der eigenen Partei ihm die Gefolgschaft verweigert hatten, bezeichnete der britische Premierminister Neville Chamberlain 1937 die Abweichler als „glamour boys“, denen jeder Bezug zu Realität, Parteidisziplin und sittlicher Ordnung fehle. „Glamour“ bedeutete im Sprachgebrauch der 1930er Jahre ein sittlich fragwürdiges Verhalten. Mit diesem Totschlagsargument wollte Chamberlain alle parteiinternen Gegner disziplinieren, weswegen auch gesetzte Persönlichkeiten wie die beiden späteren Premierminister Winston Churchill und Antony Eden zu den „glamour boys“ gerechnet wurden.

Das Argument verfiel nicht, gestattete aber einem Teil der widerspenstigen konservativen Abgeordneten eine Verortung, die sie wohl für sich selbst niemals in Anspruch genommen hätten, um ja nicht den Schatten eines Verdachts auf ihr wohlbehütetes Privatleben zu werfen.

Erst Chamberlains Diffamierung schweißte diejenigen Abgeordneten zusammen, die sich bislang vor allem in verschwiegenen Bars im Londoner Westend oder in verruchten Tanztempeln des Berlins der 1920er Jahre begegnet waren.

Der Autor Chris Bryant (geb. 1962) stammt aus einer konservativen Familie in Cardiff, studierte in Oxford und schlug die Laufbahn eines Theologen ein, ehe Coming-Out und politische Neuorientierung in Opposition zur Parteiführung seinem Leben eine neue Wende gaben und er 1993 als Abgeordneter der Labour Party ins Britische Unterhaus einzog.

Die intime Nähe zwischen Autor und Thema ist augenfällig, Bryant sympathisiert ganz offen mit den aufsässigen Rob Bernays (1902–1945), Bob Boothby (1900–1986), Ronnie Cartland (1907–1940), Victor Cazalet (1896–1943), Harry Crookshank